

Magdeburg, 19. April. (Notierungen des Magdeburger Vereins für Rohwollhandel.) ...

Seibitz, 19. April. (Notierungen des Seibitzer Vereins für Rohwollhandel.) ...

Winnberg, 19. April. (Notierungen des Winnberger Vereins für Rohwollhandel.) ...

Waren- und Produktberichte. Getreide. ...

Courznotierungen der Berliner Börse vom 19. April. (Ergebnisse-Course.)

Deutsche Fonds und Staatspapiere.

Anländische Fonds.

Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe.

Gleichenhahn-Prioritäts-Obligationen.

Gleichenhahn-Stamm-Prioritäts-Aktien.

Gleichenhahn-Stamm-Aktien.

Gleichenhahn-Prioritäts-Obligationen.

Gleichenhahn-Stamm-Prioritäts-Aktien.

Gleichenhahn-Stamm-Aktien.

Gleichenhahn-Prioritäts-Obligationen.

Gleichenhahn-Stamm-Prioritäts-Aktien.

Gleichenhahn-Stamm-Aktien.

Wien, 19. April. (Notierungen der Wiener Börse.) ...

Frankfurt, 19. April. (Notierungen der Frankfurter Börse.) ...

Man beziehe den Ankauf eines Metzger-Dombauloses für 3 Mk. 30 Pf. (in allen Lotteriegeschäften zu haben) ...

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt. urn:nbn:de:gv:3:1-17113370-16872166X189804201-17/fragment/page=0004



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntſchloß.

3) Roman von E. v. Wald-Redtwiß.

„Haha — hört nur.“ Ralf ſas: „Weſhalb denn die auch?“ Buntſchloß ſchrieb wieder: „Weil Kalen und Wolfſtein ſich auch amüſiren wollen.“ Wieder waltete der Logenbiener ſeines oft geübten Amtes und brachte bald darauf die Zuſage der jungen Künſtlerin.

Fifi ſpielte vorzüglich wie immer, aber ein ſo feiner Beobachter, wie Ralf, der ſie ſo genau kannte, merkte doch, daß ſie ſich im zweiten Akt nicht ſo ausgelaffen geberdete wie ſonſt; die Muſik, den heutigen Abend nicht mit ihm allein bei der guten Geheimrätthin Schönſtedt, ſondern außerdem in der Geſellſchaft ſeiner Kameraden verleben zu müſſen, hatte ſie etwas verſtimmt.

Erſt nach und nach fand ſie den ſprudelnden Ton wieder, und wurde am Schluß der Vorſtellung mit Blumen und Beiſall überſchüttet. Sie verdiente Beides, denn ihr Spiel war ſo anmuthig und natürlich wie möglich, ihr fehlten neben den tollſten Einfällen die warmen Herzenſtone nicht, und dabei waren ihr Aukeres, ihre Bewegungen und ihr lebhaftes Mienenſpiel geradezu bezaubernd.

Die Vorſtellung hatte um halb 10 Uhr ihr Ende erreicht und um 10 Uhr traf ſich die junge Dame mit den drei Offizieren in den wohnlichen Räumen der kunſtſinnigen alten Dame, die es liebte, junge, luſtige Leute bei ſich zu empfangen. Die Tafel war bereits einladend gedeckt.

Fifi hatte die ſoubrettenhafte Naive im Theater gelaffen und erſchien jetzt als heitere, liebenswürdige junge Dame von Welt: Ein dunkelblaues Tuchkleid mit hohen, hauſchigen Aermeln und einem ſaltigen Bruſteinfas aus feuerfarbener ſchillernder Seide umſchloß ihre zierliche, ſchlante Geſtalt, das das kaſtannenbraune, ins Goldige fallende Haar war modern frifirt; neue dänische Handſchuhe umſchloſſen die ſchmalen Hände und den halben Oberarm. Ralfs Roſen hatte ſie in den breiten mit kavalleriſtiſchen Emblemen gezierten Ledergürtel geſchoben.

„Da bin ich, Frau Geheimrätthin. Guten Abend, Ralf!“ rief ſie beim Eintreten, dem betreffenden die Hand reichend.

„Und anziehend wie immer,“ ſagte Ralf, ihre beiden Hände mehr komiſch als reſpektvoll an die Lippen ziehend.

„Ihr Glück, daß Sie nicht noch ſchön hinzujegen, denn Sie wiſſen, daß ich dieſes Wort haſſe, weil es halb und halb ſtets die Langweiligkeit in ſich ſchließt.“

„Sie könnten ſo schön ſein wie ein Engel und würden doch nicht langweilig ſein, meine kleine Fifi.“ Er nahm ihren Arm und ging mit ihr einige Male im Zimmer auf und ab, ohne ſich gleich wie ſie viel um Frau Schönſtedt zu kümmern, die ſich mit den andern Offizieren unterhielt.

„Wer weiß, ob ich es dann nicht würde, das ewige Anſtarren von andern Leuten würde mir ſicherlich auf die Nerven fallen und mich ſtumm machen.“

„Ha — ha — Sie ſind ſtumm, Fifi!“

„Wer weiß. Aber weſhalb haben Sie die Andern mit hergebracht?“ fragte ſie vorwurfsvoll.

„Es ging wirklich nicht anders.“

„Es geht Alles, was man will — und ich hatte mich ſo auf ein Alleinſein mit Ihnen gefreut. Morgen, übermorgen bin ich verſagt und dann reiſe ich nach Niſchl in mein Sommerengagement.“

„Freilich — freilich.“

„Nun und wann kommen Sie dorthin?“ fragte ſie ſchnell mit ſchmachtendem Augenaufſchlaa.

„Es iſt angerichtet,“ meldete der Diener und die Geheimrätthin erhob ſich.

„Meine Herrſchaften, die Bouillon, die Paſteten! Jetzt keine Vertraulichkeiten mehr,“ rief die heitere Alte, nahm Graf Wolfſteins Arm und begab ſich mit ihm in das Speſezimmer. Die Uebrigen folgten, wobei Baron Kalen vor Fifi und Ralf eintrat.

„Iſt das jetzt neueſter Chic bei Hoſe, Baron Kalen? Sie als ausgeſprochener Prinzeffintänzer und Feſtordner müſſen das ja wiſſen!“

„Es ſoll erſt noch eingeführt werden, Fräulein Fifi. Uebrigen ſollten Sie doch wiſſen, daß ich mein Amt als Vorkund und Prinzeffintänzer längſt an bewährtere Hände oder vielmehr Füße abgetreten habe, denn unſer verehrter Baron Buntſchloß hat mich im letzten Winter aus meinen Würden gedrängt.“

„Sind dieſe minimalen Roſenbouquets auch bei Hoſe modern?“ ſiel Graf Wolfſtein etwas plump ein. „Ralf, Du haſt doch ſchon viel gelernt.“

„Bitte ſehr, das iſt mode,“ entgegnete Fifi, „und dann er-möglichſt mir das kleine Format, daß ich es doch wenigſtens tragen kann, während die anderen zu Hauſe unbeachtet ver-welken.“

„Und da welkt mein Rieſenſtrauß auch mit,“ ſagte Graf Wolfſtein mit weinerlicher Stimme, gutmüthig ſich ſelbſt verſpottend, während Ralf Fifi dankbar zunickte.

„Seien Sie ihm nicht böſe, der Herr kommt aus der Provinz, der weiß das noch nicht,“ ſcherzte Ralf, dem behäbigen Baron Wolfſtein gutmüthig zutrinkend.

Zu den Paſteten wurde ein alter, vorzüglicher Portwein gereicht, dann warme Forellen mit Rheinwein, endlich ein Braten. So liebte es die Geheimrätthin, und ihren Gäſten ſchmeckte es vortrefſſich. Die Stimmung wurde immer lebhafter und die Unterhaltung allgemeiner. Schließlich folgte der Nach-tisch, die Zigaretten wurden in Brand geſteckt und man blieb ſelbſtredend noch bei der lieblich ſchäumenden Wittive — Cliquot ſitzen.

„Sie haben mir immer noch nicht ſagte, wann Sie nach Niſchl kommen?“ wandte ſich Fifi jetzt an Ralf.

„Wenn ich das ſo genau ſagen könnte,“ antwortete dieſer, indem er nachdenklich die Aſche von ſeiner Zigarre ſäubte. Es war ihm peinlich. Fifi hatte neulich ſchon dieſelbe Frage an ihn gerichtet, überhaupt, die Gefühle dieſes Mädchens für ihn waren in der letzten Zeit weit lebhafter hervorgetreten und ſie hatte den heiteren, harmloſen netziſchen Ton, der ſonſt zwischen ihnen waltete, beinahe verloren.

„Nun, auf den Tag können Sie das natürlich noch nicht beſtimmen, aber ſo ungefähr doch.“

„Auch das nicht.“

„Aber wann wollen Sie denn Urlaub nehmen?“ drängte Fifi.

„Er hat ihn ja ſchon,“ plagte Wolfſtein heraus, was Ralf einigermaßen in Verlegenheit ſetzte und ärgerte, denn er hatte ihm ſowohl wie Kalen noch beſonders eingekörft, heute Abend nicht von ſeinem Urlaub zu ſprechen.

„Sie haben ihn ſchon? Und das ſagen Sie mir nicht?“ fragte Fifi gekränkt. „Ach, gewiß wollten Sie mich überrafchen?“ ſetzte ſie ſchnell mit einem ſchelmischen Lächeln hinzu.

Wolfſtein hatte ſich verſchwätzt, einmal mußte es Fifi doch erfahren, und ſo war es denn am beſten, wenn er ihr hier vor der Geheimrätthin und ſeinen Kameraden die volle Wahrheit ſagte, das war immer noch angenehmer für ihn, als wenn es unter vier Augen geſchah.

„Ich hätte es Ihnen nachher mitgetheilt, Fifi, ich wollte nur erſt noch einen ungeſtörten Abend verleben.“

Sie sah ihn groß und beinahe ängstlich an.

„Nun und dann?“

„Ich habe allerdings bereits zehn Wochen Urlaub, ich kann aber leider nicht mit nach Jßhl.“

„Nicht? Und weshalb?“

„Aus dem höchst prosaischen Grunde, weil ich kein Geld habe.“

„Kein Geld? Ha—ha—ha—ha, Sie und kein Geld.“

„Auf Wort nicht.“

„Und doch wollen Sie verreisen?“ fragte Fifi, halb dem Weinen nahe, halb zornig. „Wo wollen Sie denn hin?“

„Ich will mich einmal zehn Wochen auf meinem Gute einpinnen, dort wie ein Einsiedler leben, sparen und mich um die Verwaltung bekümmern, denn so geht das nicht. Wenn aus der ganzen Geschichte nicht mehr herauskommt wie jetzt, so — so — so — ach brechen wir ab. Wolfstein, warum konntest Du auch nicht den Mund halten?“

Fifi beugte sich tiefer an Ralfs Ohr. „Ich hatte mich so darauf gefreut, dort in dem schönen Jßhl mit Ihnen zusammen zu sein — ich borge Ihnen das Geld.“

„Oh — nein — nein.“ Ralf war gerührt, aber diese Stimmung verflieg sofort, Fifi sagte seine flüchtige Neigung zu ihr immer ernster auf, sobald es ihm unbehaglich dabei zu Muthe wurde.

„Sie wollen nicht — wenn man Jemanden lieb hat, so nimmt man schon so ein kleines Opfer von ihm an,“ sagte sie leise, den Thränen nahe.

Ralf war diese flüsternd geführte Unterhaltung, welche die Aufmerksamkeit der Andern erregen mußte, unangenehm und er besprach mit der Geheimrätthin allerlei Tagesfragen.

Fifi saß getränkt da und es wollte dem eifrigen Bemühen Wolfsteins nicht gelingen, sie in eine theilnehmende Stimmung zu versetzen. Das ärgerte ihn; dieses Mädchen, welches er vor einigen Tagen bei einem Landausfluge kennen lernte, hatte einen bezaubernden Eindruck auf ihn gemacht. Endlich richtete er sich an Frau Schönstedt, und Ralf, dem Fifi leid that, hatte sich ihr wieder zugewandt.

„So schlimm ist es nun doch nicht. Denken Sie doch, ein Gut wie Buntschloß wirkt wohl noch ein paar Wochen Aufenthalt in Jßhl ab, aber — aber — an einem Punkte muß man doch mit der Vernunft einsehen, wenn man vernünftig werden will.“

„Und nun suchen Sie sich gerade den aus,“ schmollte Fifi.

„Es ist in solchem Falle stets ‚gerade Der‘, glauben Sie mir das.“

Für Fifi war der Abend verdorben und sie war froh, als die Geheimrätthin die Tafel aufhob.

Die Herren plauderten mit einander und Frau Schönstedt zog Fifi zu sich auf das Sopha im Nebenzimmer.

„Nun, war Ihr Freund ungezogen, meine Kleine?“

„Oh nein — nein,“ rief Fifi.

„Es kommen unter den besten Freunden einmal kleine Verstimmungen vor, überhaupt Fifi, nehmen Sie mir's nicht übel, es scheint mir oft, als ob Sie Ihr Verhältnis zu Buntschloß ein wenig zu ernst aufsaßen.“

Frau Schönstedt sah sie mit ihren klugen Augen gutmüthig wie eine Mutter an.

Fifi erschraf gewaltig. „Wie meinen Sie das, Frau Geheimrätthin?“

„Nun,“ begann die alte Dame zögernd, „so junge Leute wie Ralf sind leicht einmal entflammt. Sie huldigen uns — ja — ja — uns? — wenn man nämlich noch so jung und hübsch ist wie Sie! — Aber da muß ein so kleines Herz nicht gleich Feuer fangen und hinter dem Köpfechen dürfen nicht gleich ernste Gedanken entstehen, — sondern man muß die frohen Stunden des Zusammenseins froh genießen und nicht weiteren Hoffnungen nachhängen.“

Aus Fifis Gesicht war jeder kindliche Zug verschwunden, ihre Augen funkelten gehässig und ihre kleinen Finger umkrampften den Fächer. Etwas Berednendes lag auf ihrem Gesicht und fast schien es, als ob der heitere unbefangene Ausdruck der erkünstelte und dieser der echte war.

„Natürlich, weil ich eine Schauspielerin bin,“ warf Fifi, ganz aus der Rolle fallend, ein.

„Oh nein, ich war keine Schauspielerin, mein liebes Kind, — und mir ist es ebenso gegangen.“

„Wenn Sie sich das gefallen ließen, so war das Ihre Sache — ich denke anders darüber.“ Fifi erhob sich.

Die Geheimrätthin schweig und sah das hübsche, zornige Mädchen bedauerlich an. Aus ganz kleinen, wenig erfreulichen Verhältnissen stammend, war die Politur, die sie mit der Zeit angenommen hatte, doch nur flüchtig hängen geblieben und bröckelte bei der leisesten Berührung ab. Aber sie wollte ihr nicht zürnen, im Gegentheil sich ihrer noch mehr annehmen, damit nicht nur ihre äußere, sondern auch ihre innere Erziehung gefördert wurde. Auch Ralf wollte sie ins Gewissen reden.

„Lieber Buntschloß!“ Sie winkte ihm, nachdem Fifi sich Wolfstein und Ralen zugesellt hatte, zu sich. „Setzen Sie nur dem Mädchen nichts in den Kopf.“

„Ich? — Frau Geheimrätthin — bei Gott — ich habe —“

„Wie es auch sei, ich glaube Ihnen, daß Sie keine ernstlichen Absichten hegen, wenigstens keine für beide Theile zu bedauern, aber Sie haben die Verpflichtung, auch solche nicht bei Fifi zu erwecken.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß nichts zwischen uns vorgefallen ist, was irgendwie bindend für mich wäre. Ich habe sie ausgezeichnet, wie ich manche Andere auszeichnete und wie sie von Manchem bereits ausgezeichnet wurde,“ erwiderte Ralf voller Offenheit.

„Nun, dann ist's gut, Ralf, und sorgen Sie dafür, daß es dabei bleibt.“

„Das wird es, gnädige Frau.“

Sie begaben sich zu den Uebrigen, man unterhielt sich etwas gezwungen, wobei Wolfstein sich sichtlich um Fifi bemühte, dann meldete der Diener, daß der Fiaker für Fräulein Brandoni vorgefahren sei. Die Gäste verabschiedeten sich und zogen auf dem Vorjaale ihre Mäntel an.

„Wann reisen Sie?“ fragte Fifi leise Ralf, als er ihr den Schleier festband.

„Ich weiß es nicht genau.“

„Wann sehe ich Sie noch einmal?“

„Morgen im Theater, in der großen Pause, oben in der Konditorei.“

„Gut! Aber nicht wahr, Sie schreiben mir, wenn Sie in dem alten Buntschloß sitzen?“ fragte sie mit bangender Zärtlichkeit.

„Natürlich.“

„Ich kenne das, Sie sagen das so gleichgültig, daß ich schon jetzt weiß, daß Sie nicht schreiben werden.“

Kurz die drei Herren grüßend, stieg Fifi die Treppe hinunter, warf sich mißgestimmt in den Wagen und fuhr nach Hause.

„Das wäre nun endlich einmal eine Partie gewesen,“ murmelte sie zwischen den Jähnen, „und doch ist er nicht besser als die Andern — schöne Worte — ab und zu ein paar lumpige Blumen — denn zu Weiterem soll es immer nicht langen — und endlich addio — eine Andere.“

Fifi lachte höhnisch. „Oh, ich kenne die Herren, ich weiß wohl, wie weit ihre Wünsche gehen — aber sie —“ Die Wuth übermannte sie, und ich will ihn haben, ich will!“ Sie meinte heftig und zürnte sich ganz und gar in den Gedanken hinein. Ralf zärtlichst zu lieben.

Bezaubernde Bilder stiegen vor ihr auf, sie sah das alte Schloß und sich selbst dort als Schloßfrau malten. Wenn Ralf auch nicht reich war, wenn eine sparsame, kluge Frau dort erst die Zügel führte, dann würden sich die Einnahmen schon steigern. Vielleicht machte sie im Nothfalle noch einige glänzende Gastspielrollen, es war ja jetzt nichts Außergewöhnliches, daß Gräfinnen und Baroninnen öffentlich auftraten. Mit solchen Gedanken langte sie zu Hause an und begab sich endlich zur Ruhe.

Ralf Buntschloß war der Aufforderung der beiden Kameraden, noch mit in ein Bräu zu gehen, nicht gefolgt, und doch fürchtete er jetzt fast ein Alleinsein mit sich selbst. Machte sich Fifi ernstliche Hoffnungen auf ihn, so war dies entsetzlich thöricht, aber immerhin genirte es ihn und erweckte sein Mitleid für sie.

Die breite, schöne, hell erleuchtete Maximilianstraße lag schweigend, beinahe menschenleer vor ihm. Nur einzelne Nachtschwärmer waren noch zu sehen; am Postgebäude lehnten müde die blau uniformirten Fiakerkutscher, den unvermeidlichen Krug neben sich auf den Steinfliesen des der Post vorgebauten Hallenganges, oder sie saßen zusammengekauert schlafend auf dem Boocke des Wagens.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Ein bürgerlicher Fisch.

Von Dr. Fritz Bernhard.

Der Blei oder Brasse ist mit Unrecht ein etwas in geringem Ansehen stehender Speisefisch. In Berlin zum Beispiel ist es geradezu auffallend, wie gering die Hausfrauen den Blei im Vergleich zum Karpfen schätzen, und doch ist das Fleisch des Blei feiner, zarter und wohlschmeckender als das des Karpfens.

Dem Berliner Geschmack haben wir schon eine Konzeption dadurch gemacht, daß wir den Brassen mit dem aus dem Slavischen stammenden Ausdruck „Blei“ bezeichnen. Die reichshauptstädtische Geringschätzung des Brassen scheint uns jedoch mehr auf einer Verwechslung dieses mit seinem minderwertigen Halbbruder, dem Sieben, Ginstler oder Halbfisch, zu beruhen, andernfalls man dem Berliner Geschmack nicht gerade ein günstiges Zeugnis ausstellen könnte.

Die äußere Form des Blei kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Er hat eine flachgedrückte Gestalt, die seitlich angeschaut wie ein langgezogenes Viereck erscheint. Genau so, mit derselben Anordnung der Flossen, sieht der Sieben aus, dessen grätenreiches, zähes Fleisch wir gern der allgemeinen Verachtung preisgeben wollen. Unfehlbar jedoch kann man aus der Farbe der Flossen die beiden Vettern unterscheiden: Der Blei hat stets blaugraue, der Sieben rötliche Flossen.

Wir nennen dieses Merkmal zuerst, weil es der Hausfrau für den Einkauf die beste Handhabe bietet. Wer bei Fisch sich noch einmal überzeugen will, welchen Fisch er vor sich hat, muß die Schlundzähne untersuchen. Was man bei Fischen eigentlich unter Zähnen versteht, besitzt weder der Brassen noch der Sieben, deren Gaumenknorpel völlig glatt sind. Dagegen haben alle Weißfische auf den unteren Schlundknochen zwei Knochenhaken sitzen, deren nach innen gestellte „Zähne“ den Eingang zum Magen decken. Beim Brassen stehen sich je fünf Zähne gegenüber, während der Sieben außer den fünf noch zwei oder allenfalls drei kleinere Zähne in einer zweiten Reihe stehen hat.

Es ist leider Thatsache, daß die meisten Kochbücher den Artikel Fisch sehr steifmütterlich behandeln. Wer in einer fischreichen Gegend und in einem Elternhause aufgewachsen ist, in dem es wöchentlich mindestens sechs mal Fisch gab, der wird, wie Verfasser dieses, jedes Kochbuch fischarm finden. Wenigstens weisen drei vor uns liegende gastronomische Lehrbücher, von denen eines sich gar als ein Preis-Kochbuch bezeichnet, in diesem Punkt ein entsetzliches Manko auf. Ein gewichtiger Nationalökonom könnte aus diesem Anlaß in einem langen Artikel nachweisen, daß Deutschland einem äußerst nahrhaften und schmackhaften Nahrungsmittel viel zu wenig Beachtung schenkt oder an Fischen sogar Mangel leidet. Vielleicht ist Beides richtig. Was sollte man sonst dazu sagen, daß ein so wichtiger Speisefisch wie der Blei in den meisten Kochbüchern mit dem kurzen Hinweis abgethan wird, daß er ebenso zubereitet werden kann, wie der Karpfen? Das steht genau auf derselben kulinarischen Erkenntnistiefe, als wenn man Filet wie Rindfleisch behandeln wollte! In den meisten Haushaltungen wird demzufolge der Brassen nur in Bier zubereitet und in der Großstadt gar mit bitterem Bier, da das köstliche einfache oder Braumbier nicht erhältlich ist. Der zweite Fehler, den viele Hausfrauen begehen, ist, daß sie den Fisch nicht lange genug kochen lassen, aus Furcht, er könnte in kleine Stücke zerfallen. Nun, dagegen giebt es ein sehr einfaches Mittel: man „schreckt“ den kochenden Fisch in kurzen Zwischenräumen mit einem Schuß kalten Wassers ab. Dann kann er zwei, drei Stunden kochen, ohne zu zerfallen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir gleich die Frage berühren, ob der Karpfen und Blei geschuppt werden muß oder nicht. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns mit vielen Hausfrauen in scharfen Widerspruch setzen, wenn wir die Schuppen entfernt wissen wollen.

Die Zubereitung dieser beiden Fischarten mit ihren Schuppen ist geradezu unappetitlich, denn die Haut der Fische ist von Parasiten aller Art, die theils auf, theils unter den Schuppen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, besetzt. Unter diesen Schmarotzern giebt es Würmer und krebsartige Tierchen, Crustaceen, von denen eine Art den wenig lieblichen, aber für ihr häufiges Vorkommen recht bezeichnenden Namen „Karpfenlaus“ führt. Die Vertilgung dieser Parasiten, deren Entfernung den Wohlgeschmack wohl kaum beeinträchtigen dürfte, ist nur durch

Abshuppen der Fische möglich. Wer sich an solche „Reinigkeiten“ indeß weiter nicht stößt, mag seinen Blei oder Karpfen auch ferner mit Schuppen kochen lassen.

Daß der Brassen gebraten sehr gut schmeckt, scheint wenig bekannt zu sein. Wir meinen indeß nicht das Braten in flacher Pfanne, sondern die in England und neuerdings auch in Deutschland beliebte Art, die dem Fisch nicht sein feines Aroma raubt und die darin besteht, daß man den in Ei und geriebener Semmel gewälzten Fisch in ein großes Gefäß mit stark siedendem Fett legt, wo er sich schnell mit einer knusperigen Hülle bezieht, unter der der Fisch äußerst saftig bleibt.

Indeß möchten wir uns nicht zu sehr in kulinarische Fragen vertiefen, obwohl wir noch viel zu erzählen hätten. Zum Beispiel, wie man in Ostpreußen Weißfische aller Art, Bleie, Sieben, Blöge, Döbel und andere im Ofen backt. Gut gereinigt und scharf gesalzen, werden die Fische nach dem Brodbacken auf Blechen in den Ofen geschoben und ganz knusperig gebackt. In dieser Form halten sie sich, trocken aufbewahrt, monatelang.

Leider findet man nur noch wenige Haushaltungen, die in der Lage sind, Fische auf Vorrath abzubaden. Die geradezu schädlich wirkende „Schonzeit“, die eigentlich „Raubzeit“ genannt werden müßte, haben den Fischreichtum Norddeutschlands fast vernichtet. Einen unwiderleglichen Beweis dafür finden wir in dem Rückgang der Durchschnittsgröße. Vor 25 Jahren waren Brassen von 15 bis 18 Pfund nichts Ungewöhnliches; jetzt wird man auch in einem überreichen Zug, der hundert Tonnen auf einmal umschleift, kaum noch einige Brassen über 10 Pfund Gewicht finden.

Die Ursachen dieser überaus traurigen Erscheinung sind nicht leicht zu beseitigen. Seit Jahrhunderten sind die Fischer nur gewohnt, zu ernten, ohne gefüt zu haben. Im Laufe der Zeit haben sich die Fanggeräte vervollkommenet, der Betrieb der Fischeret ist intensiver geworden, die Fische werden nicht genügend geschont — ist es da ein Wunder, wenn ihre Zahl und Größe rapid abnimmt? Man könnte vielleicht einwenden, daß die Thätigkeit vieler Fischvereine das Gegenteil erweist. Mit nichten! Diese Vereine beschäftigen sich fast alle nur mit „edlen“ Fischarten, ihre Thätigkeit kommt daher ausschließlich den Flüssen und Bächen zu gute. Um die zahllosen Binnenseen, die viele tausend Quadratkilometer ausmachen, und ihren wertvollen Inhalt bekümmert sich Niemand. Und doch ist es viel leichter, Sommerlaichfische zu vermehren als Winterlaicher.

Wenn die laichreifen Fische sich auf ihren Laichstellen ansammeln, dann sänat man sich ein Duzend Rogner und etwa die dreifache Zahl Milchner. Die Fische werden schnell abgetrocknet und mit sanftem Streichen der Rogner in eine Schüssel entleert. Dann thut man in derselben Weise die Milch hinzu und mischt Beides mit der Hand gut durcheinander. Nach einer Viertelstunde gießt man dann Wasser bei und der künstliche Befruchtungsakt ist vollzogen.

Nun hat man nur nöthig, die befruchteten Eier in Körbe zu thun, die mit dünnen Reisern dicht gefüllt sind, und diese primitiven Brutanstalten dem See anzuvertrauen. In fünf bis acht Tagen schon schlüpfen die jungen Fischchen aus dem Ei. Zuerst sind sie zwar noch sehr unbeholfen, da sie am Halse einen großen Dotterfack tragen, aus dem sie zunächst ihre Nahrung beziehen. Der Bewegungstrieb ist aber schon so stark entwickelt, daß die kleinen Geschöpfe in steter Unruhe durch einander wimmeln. In der Freiheit ist dies ihr gefährlichster Zustand. Man schätzt, daß von tausend solcher Fischlein mit dem Dotterfack nur zwei diese Periode überleben; die übrigen fallen den Raubfischen zur Beute. Im Korb sind sie indeß gegen jeden Angriff geschützt. Wenn sie dann, schlank wie Haserföner, den Korb durch seine feinen Spalten verlassen, ist die Hauptgefahr für sie vorbei. Von zehn Rognern lassen sich, da jeder 200 000 bis 300 000 Eier liefert, mit geringer Mühe anderthalb bis zwei Millionen junger Brassen erzielen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Prinz Heinrich ist, wie gemeldet, am Sonntag Vormittag 11½ Uhr an Bord der „Gefion“ in Shanghai eingetroffen, der deutsche Generalkonsul Dr. Stübel war ihm bis Wujiang entgegengefahren. Nach der „Adln. Ztg.“ wird Prinz Heinrich das erste Mitglied einer europäischen Herrscherfamilie sein, das dem Kaiser von China, „Sohn des Himmels“, von Angesicht zu Angesicht gegenübertritt; denn als der Herzog von Coburg 1869 Peking besuchte, sah er den minderjährigen Kaiser Tungtschi nicht, und noch im Jahre

nige
chen
Zeit
eben
sie
mehr
ihre
ins
sich
nur
ich
rnst-
heile
nicht
uns
habe
wie
Kalf
es
trwas
dann
vor-
dem
r den
der
Sie
Bärt-
schon
repp
nach
sen,“
er
ab
erem
eine
weiß
Die
Sie
ntfen
alte
Ralf
erft
gern.
Bast-
daß
schen
zur
iden
unde
achte
glich
leid
lag
acht-
müde
Rug
llen-
dem



1891 ging der jetzige Bar an Peking vorüber, weil es unmöglich war, die Giffelstangeverleihen, die einer solchen Begegnung entgegenstanden, zu befehlen. Früher, als die Kaiser von China sich noch durch persönliche und militärische Tüchtigkeit auszeichneten, haben sie häufig Fremden Audienzen erteilt, ihre Unnahbarkeit wuchs erst mit ihrer zunehmenden Schwäche, bis es schließlich ihren ehrsüchtigen Rathgebern gelang, sie unter dem Vorwande der Heiligkeit gänzlich vom Volke abzuschließen. Chinesischer Dünkel verkündete die Anschauung, daß der Kaiser von China der Beherrscher der ganzen Erde sei und fordert demnach von den Gesandten der auswärtigen Mächte dieselben Ehrenbezeugungen wie von den Einheimischen. Die demüthigendste Vorschrift bei den Audienzen, der die fremden Vertreter mit wenigen Ausnahmen sich zu unterziehen weigerten, ist der Kotau, d. h. dreimaliges Niederknien mit beiden Beinen und neunmaliges Berühren des Bodens mit der Stirn. Der erste, der standhaft den Kotau verweigerte, war im Jahre 1793 der englische Gesandte Lord Macartney. Er wollte nur unter der Bedingung einwilligen, daß ein chinesischer Beamter von gleichem Range wie er sich vor einem Bilde Georgs III., das er mitgebracht hatte, niederwürfe, und als das abgeschlagen wurde, soll Macartney sich an den Stufen des Thrones bei Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens nur auf ein Knie niedergelassen haben. Dafür rächten sich die Mandarinen auf echt chinesische Weise, indem sie Macartneys Unkenntniß der chinesischen Sprache dazu benutzten, an seinem Boot, das ihn den Peiho abwärts führte, die Anker zu anbringen: „Der Gesandte überbringt den Tribut Englands.“ Durch den Krieg von 1860 wurde diese unwürdige Verlebensform endgiltig beseitigt, Art. III des englischen Friedensvertrages bestimmte ausdrücklich, daß der britische Vertreter sich solchen Ceremonien nicht mehr zu unterwerfen habe. Aber erst 1873, als Kaiser Lungtichib großjährig wurde, war Gelegenheit, diese Bestimmung praktisch anzuwenden, und der 29. Juni war zu einer gemeinsamen Audienz aller fremden Vertreter bestimmt worden. Inzwischen hatten die Mandarinen sich eine neue Form der Demüthigung ausgedacht; sie wählten für die Audienz ein abseits vom Palast gelegenes Gebäude aus, in dem der Kaiser am Neujahrstage die Gesandten der tributpflichtigen Staaten zu empfangen pflegte. Die nächste Audienz fand erst im Jahre 1891 nach der Großjährigkeitserklärung des jetzigen Kaisers Kuanghsü statt; da auch jetzt wieder dieselbe Halle gewählt worden war, wie im Jahre 1873, weigerten sich die Gesandten Rußlands und Frankreichs zu erscheinen, obwohl die chinesische Regierung versprochen hatte, in Zukunft ein anderes Gebäude in Aussicht zu nehmen. Als der deutsche Gesandte von Brandt im Dezember 1892 sein Abberufungsschreiben überreichte, machte man ein weiteres Zugeständniß, indem man ihn nicht durch eine Seitenthür, sondern durch das Hauptthor in den Palast einführte, und als im September vorigen Jahres der außerordentliche Gesandte des Königs von Schweden seine Beglaubigung überreichte, geruchte Kaiser Kuanghsü sogar, das Schreiben in die Hand zu nehmen, während es früher unbeachtet auf dem Tisch liegen blieb.

Eine Wundergeschichte setzt augenblicklich die Provinz Venevento in die größte Aufregung und beschäftigt in verschiedenem Sinne seit einigen Tagen die Presse, namentlich der südlichen Landschaften Italiens. Marienerecheinungen gehören in diesem Lande an sich noch nicht zu den Seltenheiten; aber einige besondere Umstände und nicht zuletzt die mit der Sache verknüpfte Entdeckung von Altthümern bieten wohl Anlaß zur Berichtserstattung über den Vorkall. In der Nacht zum 2. April erschien der jungen Bäuerin Filomena Rutiero zu Castellonere, einem Ortchen in der Nähe des Bischofsitzes Cerreto, die Madonna „Addolorata“ und trug ihr auf, bei einem bestimmten Dornenstrauch vor der Stadt Nachgrabungen anzustellen, wobei sie eine Statue der Maria zum Vorschein bringen werde. Merkwürdiger Weise hatte ein Mann in der Nachbargemeinde Sologatto den gleichen Traum, den er Morgens seiner Gattin mittheilte und dann verließ. Das Zusammentreffen der Offenbarung bei zwei Personen mußte natürlich den Glauben an die Sache sehr bestärken. Unter Anführung der hysterischen Bäuerin machten sich etliche Bauern von Castellonere auf, um unter dem bezeichneten Dornstrauch zu graben. Inzwischen verbreitete sich die Kunde über das Land, und schon an den nächsten Tagen strömten zahlreiche Bauern, alt und jung, Frauen, Männer und Kinder aus Civitella, Culsano, Nutri, Pietavota, Cerreto, San Lorenzello, San Salvatore, Guardia und Sologatto nach Castellonere, um sich dort mit allen möglichen Geräthschaften am Graben zu betheiligen. Wenn die Sonne untergegangen war, zündete man Fackeln an, damit die heilige Arbeit gar keine Unterbrechung erfahren brauchte. Am 8. April zählte man bereits gegen 8000 Arbeiter jeden Alters und Geschlechts. Nach den neueren Meldungen hat die Grube bereits eine Breite von 100, eine Länge von 40 und eine Tiefe von 20 Metern erreicht, was am Ende doch wohl ein wenig übertrieben ist. Aus dem Loch klingen immerfort Tag und Nacht Hammerschläge, Schaufelgeräusch und ein verzweifelltes „Viva Maria!“ herauf, ein Ruf, den Andere mit „Madre di Dio!“ beantworten. Während die Männer dem harten Luffboden Zoll auf Zoll abringen, verrichten die Frauen und Kinder vorwiegend das Wafferschöpfen. Von sechsjährigen Mädchen bis zu sechzigjährigen Greisinnen bilden sie verschiedene Ketten aus der Grube zur Straße, und von einer Hand fließt der Wassereimer in

die andere. Die Menschen strömen inzwischen in immer neuen Schaaren nach Castellonere. Manchmal erschienen sie zu Prozessionen geordnet, voran ein Kreuz, dahinter die palmenfingende Menge, die den heimischen Heerd und den heimischen, ihrer Hände so bedürftigen Acker verlassen hat. Man sieht Frauen, die sich die Brust zerschlagen und mit Nuthen geißeln, und Männer, die sich die Schläfen mit Dornen blutig stechen. Und die junge Bäuerin, die den ganzen religiösen Aufbruch angeführt, steht an der Spitze und ermuntert die Anderen fortwährend durch Jurauf und Beispiel. Sie ist aus der Umgegend gebürtig, ihr Mann ist ein armer Landarbeiter, der mehrere Jahre in Amerika war, dort aber wie so viele sein Glück nicht mehr fanden. Die ganz armen Leute haben drei Kinder. Ich wende mich nun zu den unbeabsichtigten Entdeckungen in der Grube. In einer Tiefe von zwei Metern fanden sich die ersten Werkzeuge und sonstige Gegenstände aus der römischen Zeit, Urnen, Thronenkrüge, Mauerreste mit interessanten Verzierungen, eine große Kupfermünze mit der Aufschrift „Gordianus“ u. s. w. Als man bis auf 7 Meter gekommen war, fand man grobgehauene Balken, die nach ihrer Lage offenbar zu weitläufigen Konstruktionen gedient hatten, dazwischen Skelette von Menschen, Säugehieren und Vögeln, auch vegetabilische Versteinerungen. Auf menschliche Betriebsamkeit der Fundenpoche weisen Terracotta-Gefäße in Handarbeit, Messer und fischartige Instrumente aus Quarz hin. Professor de Biasi, der Neapler Anthropologe, der sich dieser Tage an Ort und Stelle begeben hat, glaubt, daß das Thal von Castellonere in prähistorischen Zeiten von Pfahlbauern bewohnt gewesen sei. Er beabsichtigt eine baldige Veröffentlichung über den Gegenstand. Castellonere, das noch drei Thürmrüinen aus altrömischer Zeit aufweist, ist übrigens das Castrum Veneris des Livius.

Eine Frau von Wort. Richter: „Nun, meine Verehrte, sagen Sie mir aufrichtig, wie alt Sie sind.“ — Fräulein (erzöthend): „Dreißig Jahre, Euer Gnaden.“ — Richter: „Aber, bestes Fräulein, erinnern Sie sich doch, daß Sie vor zwölf Jahren hier auch standen und dreißig war gerade damals Ihr Alter.“ — Dame (triumphirend): „Da sehen Sie, Euer Lordschafft, daß ich nicht mit jenen Leuten zu vergleichen bin, die heute das und morgen jenes sagen. Was ich einmal behauptet, dabei bleibe ich auch.“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisverhandlungen nach Auswahl vorbehalten.

— Je weiter wir uns von den großen weltgeschichtlichen Tagen entfernen, welche uns unter Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck die Einigung der deutschen Stämme, die Begründung und Festigung des deutschen Reiches brachten, mit um so größerer Verehrung und Liebe blicken wir zu den wenigen noch unter uns weilenden Männern auf, die berufen waren, an des Heldengraves Seite in hervorragender Stellung für die Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes zu kämpfen und zu wirken. Von diesen Paladinen hat im vorigen Jahre in aller Stille und Zurückgezogenheit Prinz Albrecht von Preußen, Generalfeldmarschall und Regent von Braunschweig, sein 50jähriges Militärjubiläum gefeiert, und im April dieses Jahres begeht Prinz Albrecht mit seiner Gemahlin, der Tochter des regierenden Herzogs von Altenburg, das Fest der silbernen Hochzeit. Wir begrüßen deshalb mit Freude das Erscheinen einer hübsch ausgestatteten Schrift von H. Dindelberg, **Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen**, Regent von Braunschweig, welche mit einem vortheilhaften Bildniß des Prinzen nach der neuesten Aufnahme im Verlage von Stephan Geibel in Altenburg erschienen ist. Prinz Albrecht, der angesehenste und im Dienste des Kaisers und Reiches höchststehende Hohenzollernprinz, hat sich allezeit als kräftigste Stütze nationaler Gesinnung erwiesen, als Mitkämpfer und Führer in drei Feldzügen, nach dem Feldzuge als kommandirender General in Hannover, jetzt als Generalinspekteur der größten Armeinspektion, als Herrenmeister des Johanniterordens und als gut deutsch gesinnter Landesfürst eines Bundesstaates. Kaiser Wilhelm I. und unser jetziger Kaiser haben den Prinzen mit Vorliebe und wiederholt mit politisch wichtigen Missionen betraut. Der Verfasser des Lebensbildes, Hofrath H. Dindelberg, der frühere Herausgeber der „Deutschen Krieger-Zeitung“, Ehrenpräsident und Ehrenvorsitzender vieler Kriegerverbände und -vereine, der jetzt in Blankenburg a. Harz seinen Wohnsitz hat, hatte in seiner Stellung vielfach Gelegenheit, die hervorragenden Charaktereigenschaften und Verdienste des Prinzen in nächster Nähe kennen und schätzen zu lernen. Er sammelte das weitverstreute Material und schuf nach eingehenden Quellenstudien ein liebes und pietätvolles Lebensbild des Soldaten, Johanniters, Fürsten. Bei dem billigen Preise des Buches (gebunden 1 Mk. 50 Pf., elegant gebunden 2 Mk. 25 Pf.) sei es allen alten Kriegern, allen Johannitern, überhaupt allen guten Deutschen warm empfohlen.